
Karriere und sozialwissenschaftliche Potenziale des Resilienzbegriffs

Wolfgang Bonß

Das Stichwort der Resilienz hat in den letzten Jahren eine erstaunliche Karriere erfahren. Gibt man bei Google Ngram Viewer – ein Programm, mit dem man die Verwendung bestimmter Begriffe in Büchern überprüfen kann – das Wort „Resilienz“ ein, so zeigt sich, dass dieses im deutschen Sprachraum (jenseits eines kurzen Zwischenhochs zwischen 1942 und 1950) bis 1970 praktisch unbekannt war.¹ Dies änderte sich nach 1990 allmählich und nach 2000 erheblich: Seither hat sich der Gebrauch des Begriffs in der deutschsprachigen Literatur praktisch verzehnfacht.² Ähnliches gilt auch für die Berichterstattung in den Medien, für die politische Diskussion und auch für Forschungsausschreibungen. Überall zeichnet sich eine wachsende Verwendung des Stichworts „Resilienz“ ab, das auf immer mehr Problemfelder angewendet wird, ohne dass freilich klar ist, was Resilienz sowohl allgemein als auch in den jeweiligen Problemfeldern bedeuten soll.

Dass das Wachstum unter quantitativen Perspektiven ungebrochen ist, zeigt eine Recherche bei Google: Bei der Eingabe des Stichworts am 01.12.2013 wurden 9.280.000 Einträge ausgewiesen und am 15.04.2014 waren es bereits 10.100.000. Zwar sagt die Zahl der Google-Einträge nicht unbedingt etwas über deren Qualität und Relevanz aus. Wohl aber etwas über das gesellschaftliche Aufmerksamkeitspektrum, das steigt und die Frage aufwirft, was die unübersehbare Karriere des Resilienzkonzepts bedeutet und welche sozialwissenschaftlichen Potenziale das

-
- 1 Siehe https://books.google.com/ngrams/graph?content=Resilienz&year_start=1900&year_end=2010&corpus=20&smoothing=3&share=&direct_url=t1%3B%2CResilienz%3B%2CC0 (Zugegriffen: 18. April 2014).
 - 2 In der englischsprachigen Literatur ist der Begriff schon länger verbreitet, aber auch hier hat sich der Gebrauch seit 1990 mehr als verdoppelt (vgl. https://books.google.com/ngrams/graph?content=resilience&year_start=1950&year_end=2014&corpus=15&smoothing=3&share=&direct_url=t1%3B%2Cresilience%3B%2CC0). Zugegriffen: 18. April 2014).

Resilienzkonzept in sich birgt. Ist es ein bloßes Modeschlagwort, das allenfalls unter Marketingaspekten von Interesse ist? Oder verweist es auf einen Paradigmenwechsel im Umgang mit Unsicherheit, der als Übergang von einer faktorenorientierten Beseitigung von Unsicherheit hin zu einer Akzeptanz von Unsicherheitspotenzialen jenseits von Prävention und Identifikation von Risikopotenzialen charakterisiert werden kann? Die folgenden Ausführungen sollen vor dem Hintergrund einer Rekonstruktion des Resilienzdiskurses auf diese Fragen eine zwar vorläufige, aber belastbare Antwort liefern.

1 Traditionslinien des Resilienzkonzepts

Das Oxford English Dictionary³ definiert „resilience“ in zweifacher Weise: Auf der einen Seite bedeutet resilience „the ability of a substance or object to spring back into shape; elasticity“. Dies ist eine eher naturwissenschaftlich orientierte Definition, die sich auf die Elastizität von Werkstoffen bezieht. Auf der anderen Seite wird Resilienz definiert als „the capacity to recover quickly from difficulties; toughness“. Hiernach meint Resilienz die Fähigkeit von technischen und/oder sozialen Systemen, mit Störungen welcher Art und wie auch immer „tough“ fertigzuwerden – sei es durch Abwehr oder durch Systemveränderung. Diese höchst allgemeine Definition mit dem eher diffusen Stichwort der „toughness“ umfasst so gut wie alle möglichen Begriffsvarianten von Resilienz, die freilich im Detail höchst unterschiedlich ausbuchstabiert werden können. Blendet man die naturwissenschaftlich und werkstofforientierten Definitionen vorübergehend aus, so lassen sich bei den sozialwissenschaftlichen Begriffsbestimmungen mindestens drei Traditionslinien voneinander abgrenzen, die teilweise durchaus gegensätzlich akzentuiert sind.

1. Die älteste Variante repräsentiert die auf Emmy Werner zurückgehende psychologische Resilienzforschung (vgl. Gabriel 2005, S. 209ff.; Mergenthaler 2012, S. 60ff.). Die Entwicklungspsychologin Emmy Werner begann in den 1950er Jahren auf der hawaiianischen Insel Kauai mit einer Langzeitstudie zu den Entwicklungsbedingungen und -möglichkeiten von 698 Kindern des Jahrgangs 1955, deren Entwicklung sie über Jahrzehnte verfolgte (vgl. Werner 1977; Werner und Smith 1982, 2001). Rund ein Drittel der Kinder hatte vorab ein

3 <http://www.oxforddictionaries.com/definition/english/resilience> (Zugegriffen: 18. April 2014).

hohes Entwicklungsrisiko, weil sie in chronische Armut hineingeboren wurden, geburtsbedingten Komplikationen ausgesetzt waren und in schwierigen sozialen Konstellationen aufwuchsen. Allerdings waren diese Entwicklungsrisiken keineswegs vollständig determinierend. Zwar entwickelte sich die Mehrheit der Kinder mit biologischen bzw. medizinischen und sozialen Risikofaktoren negativer als Kinder ohne derartige Risikofaktoren – sie waren weniger gesund, weniger erfolgreich und häufiger delinquent. Auf der anderen Seite – und dies war mindestens ebenso bemerkenswert – wiesen rund ein Drittel der „Risikokinder“ keine Probleme auf, sondern entwickelten sich zu erfolgreichen und stabilen Persönlichkeiten. Zwar kann man sich im Detail darüber streiten, ob und warum dies so war, und Emmy Werner gab hierauf auch keineswegs eine eindeutige Antwort. Aber sie eröffnete eine neue Sichtweise und nahm einen Blickwechsel von den „erfolglosen“ zu den „erfolgreichen“ Kindern vor. Denn letztere waren offensichtlich „resilient“ im Sinne einer Widerstandsfähigkeit gegenüber negativen Ausgangsbedingungen, und genau dieser Aspekt zog in der Folgezeit zunehmend die Aufmerksamkeit der psychologischen Forschung auf sich (vgl. Wunsch 2013, S. 24ff.).

2. Eine ganz andere und von der psychologischen Forschung weitgehend unabhängige Traditionslinie bildet der ökologische Resilienzdiskurs (vgl. Brand et al. 2011; Günther 2009, S. 28ff. u. 117ff.), zu dem es inzwischen allein im englischen und deutschen Sprachraum ungefähr 2.000 Beiträge gibt.⁴ Als „Gründungsvater“ des ökologischen Resilienzdiskurses gilt Crawford Stanley Holling, der 1973 einen epochalen Aufsatz über „Resilience and stability of ecological systems“ (Holling 1973) veröffentlichte. Hieraus erwuchsen unter anderem ein Buch über „adaptive environmental assessment and management“ (Holling 1978), eine Veröffentlichung über „Panarchy“ (Gunderson und Holling 2002) sowie zuletzt ein Sammelband zum Thema „Foundations of ecological resilience“ (Gunderson et al. 2010). In Anschluss an Holling wird ökologische Resilienz meist definiert als „ability of systems to absorb changes of state variables, driving variables and parameters and still persist“ (Holling 1973, S. 18). Oder etwas differenzierter: „Resilience is the capacity of a system to absorb disturbance and reorganize while undergoing change so as to still retain essentially the same function, structure, identity, and feedbacks“ (Walker et al. 2004). In dieser Definition wird bereits ein wichtiger Punkt deutlich: Resilienz ist eine Widerstandskraft im Spannungsfeld von Beharrung und Veränderung, bei der freilich das Behar-

4 Zum englischsprachigen Diskurs vgl. <http://www.resilience.org> bzw. weiterführend auch <http://www.resalliance.org/bibliography/list.php> mit aktuell (06.05.2014) 1.658 Einträgen; die zusätzlichen deutschsprachigen Beiträge sind vor dem Hintergrund einschlägiger Recherchen geschätzt.

rungsvermögen im Vordergrund steht. Denn ungeachtet aller Veränderungen sollen bei resilienten Systemen die Funktion, Struktur und Identität eines (Öko-) Systems erhalten bleiben. Hierbei wird die „Widerstandskraft“ zum Teil auf gesellschaftlich produzierte, zum Teil auf vorgeordnete „natürliche“, ökologische Momente bezogen. Allerdings ist der ökologische Resilienzdiskurs vorrangig auf „natürliche“ Faktoren fokussiert. Denn auch wenn die ökologischen Probleme durch den Menschen verursacht sein mögen, so geht es letztlich doch um die „natürliche“ Resilienz und damit um das, was man als „Selbstheilungsfähigkeit der Natur“ kennzeichnen könnte.

3. Zu den psychologischen und ökologischen Resilienzkonzepten ist nach der Jahrtausendwende ein dritter Strang getreten (der noch Rückwirkungen auf die vorangegangenen Diskussionen gehabt hat), nämlich der „Vulnerabilitätsdiskurs“ (vgl. Bankoff 2003). Dieser begann bereits in den 1970er Jahren, drängte aber erst nach wachsenden Umweltkatastrophen (Stürme, Überschwemmungen, Erdbeben) und insbesondere nach dem Angriff auf das World Trade Center am 11. September 2001 in den Vordergrund. Durch „9/11“ wurden die Sicherheitsdiskurse letztlich insgesamt neu gerahmt. Wurde zuvor über Sicherheit und Widerstandsfähigkeit vor allem unter der Perspektive eines potenziellen internen Systemversagens diskutiert (Systeme funktionieren nicht so, wie sie nach den vorab unterstellten Annahmen funktionieren sollten), so geriet jetzt ein anderer Aspekt ins Blickfeld, nämlich die „Vulnerabilität“ von Systemen. „Vulnerabilität“ meint die Verletzbarkeit eines Systems durch äußere Kräfte. Diese kann unterschiedliche Gründe und Ursachen haben – entscheidend ist, dass das System nicht aufgrund interner Probleme (Konstruktionsfehler, Verschleiß etc.) in Schwierigkeiten kommt, sondern durch einen bewussten Angriff von außen. Hierdurch verschiebt sich das Aufmerksamkeitsspektrum fast zwangsläufig von technischen zu sozialen und normativen Aspekten. Denn auch wenn technische Systeme verletzlich sein können, so ist Vulnerabilität letztlich keine technische Angelegenheit, sondern „a complex characteristic produced by a combination of factors derived especially (but not entirely) from class, gender and ethnicity“ (Cannon 1994, zit. n. Bankoff 2003, S. 6).

Die verschiedenen Traditionslinien des Resilienzdiskurses verweisen auf unterschiedliche Bezugspunkte und Konzeptionen von „Widerstandsfähigkeit“, die sich allerdings in einem Punkt treffen. Egal ob Resilienz psychologisch, ökologisch oder sozial begriffen wird, in den meisten Fällen wird sie als eine wie auch immer geartete, vorgängig vorhandene Fähigkeit beschrieben. Diese kann zwar gefördert und verbessert, aber in der Regel nicht völlig neu erzeugt werden. Zwar wird in der aktuellen Resilienzforschung im Unterschied zu ihren Anfängen inzwischen nicht

mehr unbedingt davon ausgegangen, dass Resilienz gewissermaßen „angeboren“ ist (vgl. Fröhlich-Gidlhoff und Rönnau-Böse 2014, S. 9). Aber sie ist auch nicht beliebig herstellbar. An dieser Stelle zeigt sich auch eine Differenz gegenüber den Konzepten von Prävention und Vorsorge: Während (Krisen)Prävention darauf abzielt, bedrohliche Systemveränderungen durch vorbeugende Maßnahmen zu bekämpfen und nach Möglichkeit auszuschließen, ist Resilienz eher reaktiv und defensiv. Oder anders ausgedrückt: Der Resilienzdiskurs geht nicht länger davon aus, dass Katastrophen durch vorausschauende Planung verhindert werden können. Negative Entwicklungen können vielmehr (ungeachtet aller privaten oder staatlichen Sicherheitsversprechungen) jederzeit auftreten, weshalb es darauf ankommt, vorab existierende Widerstandspotenziale zu stärken, die dazu führen, dass das entsprechende System in seinen „Normalzustand“ zurückkehren kann – wie immer der auch definiert sein mag.

2 Zwischen „Schock“ und „schleichender Bedrohung“ – Bezugspunkte der Resilienz

Nach dem USA National Research Council (2012, S. 18 u. 33) bedeutet Resilienz „the ability to prepare and plan for, absorb, recover from, and more successfully adapt to adverse events“. Es geht also um die Fähigkeit, widrige Ereignisse abzuwehren, sich darauf vorzubereiten, sie einzukalkulieren, zu verkraften, sich davon zu erholen und sich ihnen immer erfolgreicher anzupassen. Derartige „widrige Ereignisse“ sind menschlich, technisch oder natürlich verursachte Veränderungsprozesse, die katastrophale Folgen haben. Das USA National Research Council dachte dabei 2012 vor allem an die sich auch in den USA steigenden Umweltkatastrophen – wie an die Hurrikans „Betsy“ (1965), „Andrew“ (1982) oder „Katrina“ (2005) – sowie an potenziell drohende Erdbeben, insbesondere in Kalifornien. Aber daneben ist auch an gesellschaftlich produzierte Umweltkatastrophen zu denken, wie an das Tankerunglück der Exxon Valdez, das 1989 ein einzigartiges Refugium für Vögel und Seeotter an der Küste Alaskas zerstörte. Und nicht zuletzt spielen Terroranschläge eine wachsende Rolle. Diese nehmen zwar keineswegs linear zu, haben aber durch „9/11“ einen qualitativen Umschlag erlebt und können ebenfalls „Großschäden“ auslösen – ein Problem, das in letzter Zeit verstärkt unter dem Aspekt „radiologischer Waffen“ bzw. „Dirty Bombs“ diskutiert wird (vgl. Geiger 2003).

Dass „Katrina“, ein potenzielles Erdbeben in Kalifornien oder ein möglicher Vulkanausbruch in Italien nicht verhindert werden können, ist einleuchtend, zumal diese Ereignisse gerade nicht sozial produziert sind. Aber mit Abstrichen gilt die

Unausweichlichkeit auch für Tankerunglücke oder Terroranschläge, die sich entgegen früheren Präventionsüberlegungen und staatlichen Sicherheitsversprechungen ebenfalls nie komplett ausschließen lassen. Genau deshalb wird „Resilienz“ oder Widerstandsfähigkeit in der öffentlichen Wahrnehmung und politischen Perzeption immer wichtiger. Wenn sich „widrige Ereignisse“, aus welchen Gründen auch immer, nicht definitiv verhindern lassen, dann muss die Fähigkeit gefördert werden, auf sie zu reagieren und „Normalität“ so schnell wie möglich wieder herzustellen – was immer dies im Einzelfall auch heißen mag.

Allerdings zeigen Ereignisse wie „Katrina“ auch, dass Resilienz ungeachtet aller rhetorischen Bemühungen sehr ungleich verteilt und zumindest ex post auch kaum zu fördern ist. Bestimmte Bevölkerungsgruppen sind per definitionem resilienter als andere – und sei es nur, weil sie in „besseren“ Wohngegenden leben. Darüber hinaus verweist „Katrina“ auf weitere Merkmale der Resilienzdebatte, die über den psychologischen Resilienzdiskurs hinausreichen. Es geht immer um „großräumige Schadenslagen“, und diese sollen in der Regel „plötzlich“ und „schockhaft“ entstehen. Aus der Perspektive der psychologischen Resilienzforschung sind beide Merkmale auf den ersten Blick irritierend. Denn „resiliente Kinder“, die schlechte Ausgangsbedingungen meistern, haben mit „großräumigen Schadenslagen“ nichts zu tun, und sie leiden zumeist auch nicht unter „schockhaften Ereignissen“, sondern eher unter schleichenden Schädigungen. Aber die psychologische Resilienzforschung steht auch keineswegs mehr im Zentrum (auch wenn sie bei einschlägigen Google-Recherchen nach wie vor dominiert). Sucht man danach, was die aktuelle Resilienzforschung ausmacht, so ist eher die folgende Aussage kennzeichnend: „Resilience thinking [...] anticipates change and understands that major shocks are inevitable in a world that is facing huge challenges like climate change, resource scarcity, biodiversity loss, economic instability and social unrest“.⁵

Diese Formulierung macht zweierlei deutlich: Auf der einen Seite bezieht sich das aktuelle „Resilience thinking“ auf eine ganze Reihe von Phänomenen, die vom Klimawandel über die Ressourcenknappheit bis hin zur ökonomischen und sozialen Unsicherheit reichen. Diese Unsicherheiten wiederum werden wahrgenommen als unerwartete Ereignisse in einer unsicher gewordenen Welt, in der man sich auf nichts mehr verlassen kann. Diese Perzeption widerspricht eindeutig dem Planungsoptimismus der 1960er und 1970er Jahre. Ging man damals noch davon aus, dass durch den Fortschritt der Wissenschaften alle anstehenden Probleme in letzter Instanz sicher gelöst und präventiv beseitigt werden können, so ist dieses Vertrauen in eine stetige Aufwärtsentwicklung inzwischen gestört. In einer Welt, die durch Klimawandel, wachsende Ressourcenknappheit, ökonomische Krisen

5 [http:// www.getresilient.com/whatisresilience](http://www.getresilient.com/whatisresilience) (Zugegriffen: 26. März 2014).

und wachsende soziale Ungleichheiten gekennzeichnet ist, sind nicht nur Untergangsfantasien weit populärer als Stabilitätsszenarien. Zugleich werden die diversen Störungen, in welchen Systemen auch immer, zunehmend als „unerwartet“ (weil nicht antizipiert) und als „Schock“ (weil plötzlich und gravierend) wahrgenommen. Dieser durchaus empirisch fundierte Perspektivenwechsel verweist auf eine Krise des einstigen Fortschrittsverständnisses von Wissenschaft. Zwar sind die Fortschritte von Wissenschaft und Technik unübersehbar. Aber die Unterstellung, dass mit diesen Fortschritten im Detail auch die Unsicherheitspotenziale im Gesamten besser kontrolliert werden könnten, ist offensichtlich unzutreffend. Vielmehr können Systeme, welcher Art auch immer, als vulnerabel und jederzeit störfähig betrachtet werden und Krisen im Sinne von Brüchen nicht ausgeschlossen werden. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Frage nach vorgängigen Resilienzpotezialen an Bedeutung, und diese fallen auch immer weniger in staatliche als in private Verantwortung. Oder in den Worten von Charlie Edwards in seinem Buch über die „resilient nation“ (Edwards 2009, S. 1): „Next generation resilience relies on citizens and communities, not the institutions of state“.

Wie jedoch ist die Zielrichtung des Widerstands zu begreifen? Auf der einen Seite bedeutet Resilienz, dass ein wie auch immer gedachter „Normalzustand“ vor dem „Bruch“ wiederhergestellt wird. Auf der anderen Seite werden Resilienzaktivitäten nur notwendig, weil ein wie auch immer gearteter Veränderungsdruck besteht. Es bleibt somit die Frage, ob und was geändert werden soll: Bedeutet Rückkehr zum „Normalzustand“, dass die alten Parameter unverändert hergestellt werden? Oder heißt Rückkehr zum „Normalzustand“, dass Systemparameter aufgrund unabwiesbarer Veränderungen selbst verändert werden müssen? Eine Antwort auf diese Frage ist offen. Denn Resilienz meint einerseits Widerstand gegen unerwartete Herausforderungen, andererseits aber auch das Überleben aufgrund von Anpassung an veränderte Umweltbedingungen.

Walker et al. (2004) nennen in diesem Zusammenhang „four crucial aspects of resilience“, die für eine Konkretisierung des Resilienzkonzeptes von Bedeutung sind: Zum einen verweist Resilienz auf „latitude“, nämlich auf den Spielraum und die Belastbarkeit eines Systems. Unter dieser Perspektive steht die Veränderung im Vordergrund. Denn ein System ist dann belastbar, wenn es neue Anforderungen von außen verkraftet, ohne die Fähigkeit zu verlieren, sich zu erholen. Ein zweiter, anders akzentuierter Aspekt der Resilienz ist die „resistance“, nämlich die Widerstandsfähigkeit im Sinne der Abwehr von Veränderungen. Während „Resilienz“ Veränderungen nicht ausschließt, geht es bei der Resistenz darum, dass ein System in der Lage ist, sich neuen Anforderungen zu widersetzen und im Kern unverändert zu bleiben. Als dritten Aspekt nennen Walker et al. die „precariousness“, also die Unsicherheit und den Gefährdungsgrad eines Systems. Unter dieser Perspektive

geht es um die Frage, wo die Schwelle liegt, ab der ein System instabil wird, und wie diese Grenze angehoben werden kann. Als vierten Aspekt führen Walker et al. schließlich die „panarchy“ an – ein Stichwort, dem Gunderson und Holling (2002) ein ganzes Buch gewidmet haben. Als Gegenkonzept zur Hierarchie meint Panarchie eine spezifische Sichtweise auf die Strukturierung und Veränderung von Systemen: Die Resilienz von Systemen ist hiernach mehrdimensional zu sehen, und zwar in zweifacher Hinsicht: Auf der einen Seite sind lokale Systeme immer in übergreifende Zusammenhänge eingebettet. Oder an einem Beispiel formuliert: „external oppressive politics, invasions, market shifts, or global climate change can trigger local surprises and regime shifts“ (Walker et al. 2004). Auf der anderen Seite gibt es in allen Systemen Beharrungs- und Veränderungskräfte, die als „remember“ und „revolt“ etikettiert werden können. Resilienz bedeutet, dass „remember“ und „revolt“ im Gleichgewicht gehalten werden, wobei Holling et al. (2002) im Rahmen des Panarchie-Konzepts unter Entwicklungsgesichtspunkten von spezifischen „adaptive cycles“ ausgehen, die sie grafisch wie folgt darstellen:

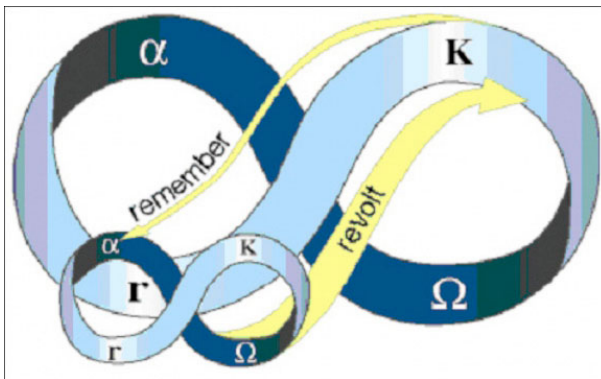


Abb. 1 Adaptive Cycle

Quelle: <http://echogeo.revues.org/docannexe/image/13403/img-3-small580.jpg> [14.06.2014]

Es würde zu weit führen, diesen „adaptive cycle“ im Detail zu erläutern. Aber interessant ist, dass die Veränderungskräfte („revolt“) eindeutig ausgeprägter sind als die Beharrungsmomente („remember“). Dahinter verbirgt sich eine in der bisherigen Diskussion viel zu wenig thematisierte Ambivalenz: Zwar steht Resilienz zum einen für eine prinzipielle Abwehr von Veränderungen und die Wiederherstellung „alter“ Normalitätszustände. Aber Resilienz kann eben auch

bedeuten, dass sich die Systeme selbst verändern müssen, um zu überleben, und dass neue Normalitätszustände gefunden werden müssen.

Diese Feststellung lässt sich auch an aktuell diskutierten Beispielen wie den wachsenden Hochwasserschäden illustrieren: Sind nur jene „resilient“, die ihre Deiche weiter erhöhen und ihre Häuser immer besser abschotten? Oder sind nicht im Gegenteil eher jene „resilient“, die ihr Haus angesichts jährlicher Wasserschäden abschreiben und woanders bauen, weil sie nicht jedes Jahr renovieren wollen? Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten. Aber grundsätzlich gilt: Resilienz muss nicht zwangsläufig auf die Verteidigung des Bestehenden hinauslaufen; sie kann vielmehr auch auf eine erfolgreiche Anpassung an irreversibel veränderte Grundbedingungen verweisen, wobei die Grenze zwischen Widerstand und Anpassung im Einzelfall schwer zu ziehen sein wird.

3 Disaster-Management, Resilienzyklus und die Frage nach dem „Kern“ der Resilienz

Grundsätzlich lassen sich zwei Richtungen der Resilienzforschung unterscheiden. Während es in der psychologischen und in der ökologischen Resilienzforschung vorrangig um die Frage einer erfolgreichen Bewältigung von vorgängigen oder schleichenden Beeinträchtigungen geht, beschäftigt sich die neuere sozialwissenschaftliche Resilienzforschung heute mehrheitlich mit drohenden plötzlichen Ereignissen mit katastrophalen Auswirkungen, die irgendwie gehandhabt werden müssen. Hierbei kann man durchaus auf Vorläufer zurückgreifen. So gab es in den USA seit der Mitte des 20. Jahrhunderts diverse Ansätze der „Disaster-Forschung“ (Quarantelli 1978, 1998; Meyer 2010), die in Deutschland durch die „Katastrophensoziologie“ aufgegriffen und fortgeführt wurden (vgl. Dombrowsky 1989; Clausen 1994; Clausen et al. 2003; Voss 2006). Innerhalb der Disaster-Forschung wiederum gibt es schon seit über sechs Jahrzehnten diverse Modelle zur Bewältigung von Katastrophen. Eines der ältesten ist der „Disaster-Management-Zyklus“, wie er 1952 von John Powell und Jeanette Rayner vorgelegt wurde (vgl. Coetzee 2009, S. 64ff.).

Powell und Rayner unterschieden insgesamt acht Phasen der Disaster-Bewältigung, die von „pre-disaster conditions stage“ (noch alles stabil) über „warning stage“, „threat“ und „impact“ (Disaster-Ereignis) bis hin zu den entscheidenden Phasen „inventory stage“, „rescue phase“, „remedy stage“ und „recovery phase“ (Disaster-Bewältigung) reichen. Schon in diesem Modell wurde unterstellt, dass Katastrophen nicht völlig unvorhergesehen passieren, sondern gewissermaßen „vorgeahnt“ werden. Die Katastrophenbewältigung wiederum verläuft in meh-

renen Stufen von der unmittelbaren Reaktion bis hin zur „recovery phase“ und Stabilisierung. Etwas vereinfacht, aber der Logik entsprechend, ist die folgende Darstellung, die deutlich macht, dass Katastrophen weder einmalig sind noch endgültig bewältigt werden können:



Abb. 2 Disaster Management Cycle⁶

Nach diesem in diversen Varianten verbreiteten und inzwischen sogar zertifizierten Modell (vgl. Peck 2008, S. 8ff.) sind auch die aktuellen Vorstellungen des Resilienzzyklus konstruiert. Exemplarisch sei auf die folgende Darstellung verwiesen:

⁶ Darstellungen des Disaster Management Cycle gibt es (in dieser und ähnlicher Form) zahlreiche; diese konkrete Abbildung ist für mein Empfinden eine der anschaulichsten. Leider ist ihr ursprünglicher Urheber (mir) nicht mehr ermittelbar. Zu finden ist sie unter anderem unter: <http://www.careermagic.in/2012/02/normal-0-false-false-false-en-us-x-none.html>. Zugriffen: 20. Mai 2014.

Resilienz im Sozialen

Theoretische und empirische Analysen

Endreß, M.; Maurer, A. (Hrsg.)

2015, VI, 316 S. 7 Abb., 2 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-05998-9